Einführung

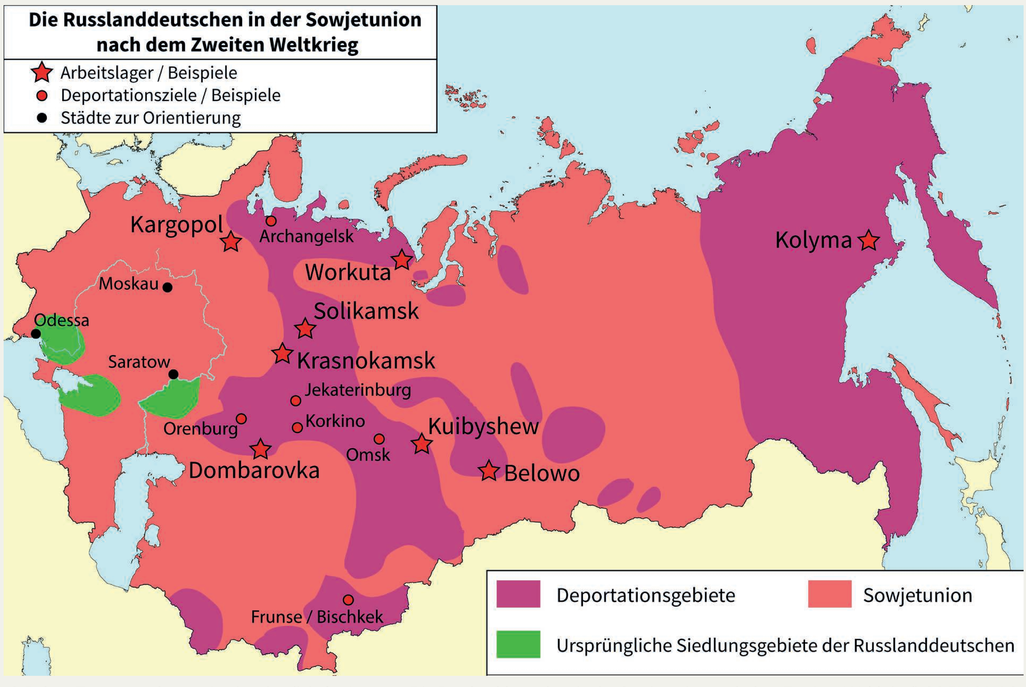
Russlanddeutsche in Espelkamp – Warum diese Ausstellung jetzt wichtig ist

Russlanddeutsche gehören seit Jahrzehnten zu Espelkamp – als Nachbarinnen und Nachbarn, Kolleginnen und Kollegen, Mitschülerinnen und Mitschüler und Gemeindemitglieder. In der breiteren deutschen Öffentlichkeit wird diese Gruppe jedoch oft auf wenige Schlagzeilen reduziert: AfD-Wahlerfolge, „Putin-Nähe“, konservative Religiosität, traditionelle Familien- und Rollenbilder. Solche Bilder greifen mitunter reale Spannungsfelder auf – etwa unterschiedliche Vorstellungen von Erziehung, Sexualität oder Politik. Doch aus einzelnen Beobachtungen werden schnell pauschale Urteile über ganze Gruppen. Diese Ausstellung setzt genau hier an: Sie will die sichtbaren Herausforderungen des Zusammenlebens nicht kleinreden, aber sie in einen größeren Zusammenhang stellen – in die lange Geschichte von Verfolgung, Deportation, Zwangsarbeit und einem Leben zwischen verschiedenen Kulturen.

Seit dem russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine rücken Russlanddeutsche noch stärker in den öffentlichen Blick – oft als Projektionsfläche für Ängste und Erwartungen. Dabei zeigt ein genauerer Blick: Das Bild ist vielschichtiger, als es öffentliche Debatten vermuten lassen. Konservative religiöse Prägungen und eine starke Gemeinschaftsorientierung werden manchmal vorschnell als Zeichen von Integrationsunwilligkeit gedeutet. Gleichzeitig zeigen wissenschaftliche Studien, dass Wahlverhalten, politische Einstellungen und gesellschaftliches Engagement von Russlanddeutschen sehr unterschiedlich sind – und sich in vielen Bereichen dem Gesamtbild der deutschen Gesellschaft annähern.

Die Mehrheit wählt nicht rechts; viele engagieren sich ehrenamtlich, etwa in der Flüchtlingshilfe. Wo starke Gemeinschaftsbindung als Ressource und Halt wirkt und wo sie zur Abschottung werden kann – das sind Fragen, denen diese Ausstellung nachgeht. Nicht mit fertigen Antworten, sondern als Einladung zu einem ehrlichen Gespräch: nicht über, sondern mit Russlanddeutschen.

Espelkamp ist dafür ein besonders geeigneter Ort. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand die Stadt auf dem Gelände eines ehemaligen Munitionslagers der Wehrmacht. Die frühe Präsenz einer mennonitischen Gemeinde, die sich hier ansiedelte, machte Espelkamp für spätere russlanddeutsche Zuwanderer zu einem vertrauten Anlaufpunkt – und prägt bis heute das Bild der Stadt nach außen. Dabei ist die russlanddeutsche Gemeinschaft in Espelkamp religiös so vielfältig wie anderswo: Neben Mennoniten leben hier Baptisten, Lutheraner, Russisch-Orthodoxe und Menschen ohne konfessionelle Bindung. Was sie verbindet, ist nicht der Glaube, sondern die Geschichte. Klischees über „die ultrakonservative russlanddeutsche Gemeinde“ oder eine vermeintliche „fünfte Kolonne Putins“ lassen sich nirgendwo besser mit gelebter Realität konfrontieren als hier. Die Ausstellung verbindet Lebensgeschichten mit historischem Wissen – und möchte so Ausgangspunkt für einen Dialog sein, der Klischees überwindet, Gemeinsamkeiten sichtbar macht und das Miteinander in Espelkamp stärkt.



© Robert Trautmannsberger, Institut für digitales Lernen, „Die Russlanddeutschen in der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg“, CC BY-SA 4.0.

Karte der Deportationsgebiete der Russlanddeutschen in der Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg. Die ursprünglichen Siedlungsgebiete sind grün markiert.

Gefördert vom
Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend
im Rahmen des Bundesprogramms
Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN IN ESPELKAMP

Einführung

Was bedeutet „Russlanddeutsch“?

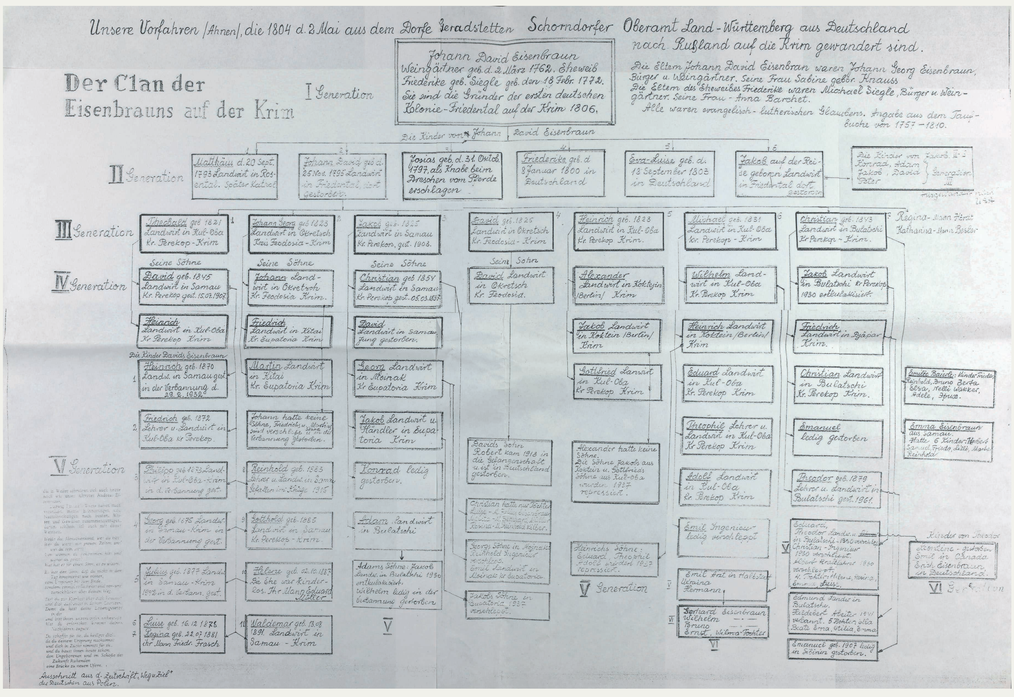
Als „Russlanddeutsche“ werden die Nachfahren von Siedlern bezeichnet, die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus deutschsprachigen Gebieten Mitteleuropas in das Russische Reich ausgewandert sind und sich dort in verschiedenen Regionen niedergelassen haben. Den Begriff „Russlanddeutsche“ gibt es erst seit dem 20. Jahrhundert. Zuvor standen die regionalen und religiösen Unterschiede im Vordergrund: Man sprach von Wolgadeutschen, Schwarzmeerdeutschen oder mennonitischen Kolonisten.

Die Vorstellung einer einheitlichen Gruppe entstand auf zwei Wegen: durch die sowjetische Nationalitätenpolitik, die alle Deutschen in der UdSSR administrativ zu einer Minderheit zusammenfasste, und durch die deutsch-völkische Ideologie in der Zeit bis 1945, die Auslandsdeutsche politisch zu mobilisieren versuchte. Was die verschiedenen Gruppen schließlich wirklich zusammenschweißte, waren die gemeinsamen Erfahrungen von Enteignung, Deportation und Zwangsarbeit – vor allem während und nach dem Zweiten Weltkrieg, als Stalin die deutschen Sowjetbürger kollektiv unter Generalverdacht stellte und nach Kasachstan und Sibirien deportieren ließ.

Heute ist „Russlanddeutsch“ in Deutschland sowohl Selbst- als auch Fremdbezeichnung. Manche übernehmen den Begriff als Teil ihrer Identität, andere empfinden ihn als aufgezwungen oder ungenau: Denn viele der hier vorgestellten Menschen kommen nicht aus Russland, sondern aus Kasachstan, Kirgisien oder der Ukraine. Manche stammen aus Familien, die über Umwege nach Paraguay oder Uruguay gelangten und von dort nach Deutschland kamen – und dennoch unter denselben Begriff fallen, weil sie als Nachfahren der einst aus deutschsprachigen Gebieten ausgewanderten Siedler gelten – unabhängig davon, über welche Wege ihre Familien schließlich nach Deutschland kamen.

„Russlanddeutsch“ blendet diese Herkunftsvielfalt aus – der Begriff hat sich dennoch durchgesetzt, weil er eine gemeinsame Geschichte benennt, nicht eine gemeinsame Herkunft.

Die Ausstellung nutzt den Begriff bewusst und transparent: Sie knüpft an seine Verwendung in Wissenschaft und Selbstbeschreibung an – und lädt dazu ein, über Zugehörigkeit nicht in einfachen Schubladen, sondern in konkreten Lebensgeschichten zu denken.



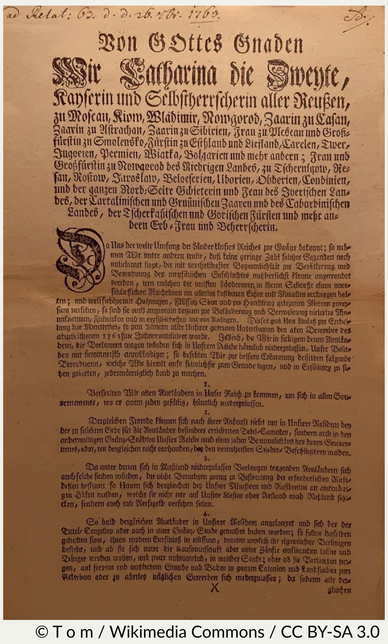
© Stadtarchiv Espelkamp

Ahnentafel des „Clans der Eisenbrauns“, die 1804 aus Württemberg auf die Krim auswanderten und später nach Espelkamp kamen.

Gefördert vom
Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend
im Rahmen des Bundesprogramms
Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN
IN ESPELKAMP

Vom Kolonisten zum „Volksfeind“



Von GOttes Gnaden
Wir Catharina die Zweyte,
Kayserin und Selbstherrscherin aller Reußen,
zu Moscau, Kiow, Wladimir, Nowgorod, Zaarin zu Casan,
Zaarin zu Astrachan, Zaarin zu Sibirien, Frau zu Pleskau und Groß-
fürstin zu Smolensko, Fürstin zu Esthland und Liefland, Carelen, Twer,
Jugorien, Permien, Wiatka, Bolgarien und mehr andern; Frau und
Großfürstin zu Nowgorod des Niedrigen Landes, zu Tschernigow, Re-
san, Rostow, Jaroslaw, Belosersk, Udorien, Obdorien, Condinien,
und der ganzen Nord-Seite Gebieterin und Frau des Iwerischen Lan-
des, der Cartalinischen und Grusinischen Zaaren und des Cabardinischen
Landes, der Tscherkassischen und Gorischen Fürsten und mehr an-
deren Erb- Frau und Beherrscherin.

© T o m / Wikimedia Commons / CC BY-SA 3.0

Das Einladungsmanifest von Katharina der Großen aus dem Jahr 1763.

Gerufene Kolonisten – Leben im Russischen Zarenreich

Am 22. Juli 1763 erließ Zarin Katharina II. ein Manifest, das in ganz Europa verbreitet wurde. Sie versprach ausländischen Siedlern Land, Religionsfreiheit, Selbstverwaltung und Befreiung vom Militärdienst – Versprechen, die in den zersplitterten deutschen Kleinstaaten viele Menschen überzeugten. Zehntausende machten sich auf den Weg nach Osten.

Was dabei kaum ausgesprochen wurde: Katharina wollte keine Integration. Die Kolonisten sollten ihre Sprache, Kultur und Konfession behalten – bewusst abgeschirmt von der russischen Gesellschaft. Sie dienten als Modell einer effizienten Landwirtschaft, nicht als zukünftige Russen. An der Wolga entstanden über 100 Kolonien, später weitere am Schwarzen Meer und im Kaukasus. Deutsch blieb Alltagssprache, Schule und Kirche prägten das Leben. Über Generationen wurden die Siedlungen zu bedeutenden Wirtschaftsregionen. Doch mit dem aufkommenden russischen Nationalismus schlug die Stimmung um. Im Ersten Weltkrieg galten die Deutschen plötzlich als „innere Feinde“: Sprache und Betriebe wurden verboten, Unternehmen enteignet, erste Deportationen befohlen – trotz nachgewiesener Loyalität.

Bezug zu Espelkamp: Auch einige Familien, die später in Espelkamp eine neue Heimat fanden, stammen von westfälischen Auswanderern ab, die dem Ruf Katharinas gefolgt waren.

Zwischen Hoffnung und Terror – Die Deutschen in der Sowjetunion

Die Oktoberrevolution 1917 veränderte das Leben der deutschen Siedler grundlegend. Zunächst schienen die neuen Machthaber Entgegenkommen zu zeigen: Ein autonomes Gebiet der Wolgadeutschen wurde gegründet, Deutsch blieb Amtssprache. Doch diese Autonomie war trügerisch – ein Mittel zur Kontrolle, kein Schutz.

Der „Kriegskommunismus“ ließ Vorräte beschlagnahmen und löste 1921 eine schwere Hungersnot aus. Hilfe kam aus Amerika und von der Mennonitischen Hungerhilfe. Ende der 1920er Jahre begann Stalins Zwangskollektivierung: Höfe wurden enteignet, wer sich wehrte, als „Kulak“ – angeblicher Volksfeind – verhaftet und deportiert. Die Hungersnot 1932/33, in der Ukraine als „Holodomor“ bekannt, kostete Millionen das Leben, darunter viele deutsche Familien.

Einen vorläufigen Höhepunkt der Verfolgung markierte 1937: Der Befehl des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten der Sowjetunion (NKWD) Nr. 00439 leitete die sogenannte „Deutsche Operation“ ein – eine Verhaftungs- und Erschießungswelle, die die deutschen Gemeinschaften in der gesamten Sowjetunion erfasste. In manchen Dörfern verschwanden binnen weniger Wochen die meisten Männer. Über 55.000 Deutsche wurden erschossen.

Bezug zu Espelkamp: Für viele der später in Espelkamp lebenden Russlanddeutschen gehören die Folgen dieser Repressionen zur eigenen Familiengeschichte: der Verlust von Eigentum, insbesondere von landwirtschaftlichen Betrieben und Fabriken, Väter, die verschleppt wurden und nie zurückkehrten, sowie Deportationen, über die jahrzehntelang geschwiegen wurde.



© Unbekannter Fotograf, 1932, Zentrales Staatliches Audiovisuelles und Elektronisches Archiv der Ukraine (Nr. 2-15429).

Aufnahme eines „Roten Zuges“. Diese beschlagnahmten die Ernte – Tötung durch Hunger als politisches Instrument.

1763 — 1917 — 1937

Gefördert vom
Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend
im Rahmen des Bundesprogramms
Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN IN ESPELKAMP

Zweiter Weltkrieg, Deportation und Verbannung

Verdächtig allein durch die Herkunft – Verbannung und Zwangsarbeit

Der 28. August 1941 ist für die Russlanddeutschen ein Datum kollektiven Traumas. Per Erlass erklärte das Präsidium des Obersten Sowjets die gesamte deutsche Minderheit zu Kollaborateuren und Spionen – ohne Beweise, ohne Gerichtsverfahren. Der Vorwurf basierte allein auf ihrer Herkunft: Die meisten lebten seit Generationen isoliert im sowjetischen Staatsgebiet, ohne Kontakt zum Deutschen Reich.

Innerhalb weniger Wochen wurden fast 900.000 Menschen in Güterwaggons nach Sibirien, Kasachstan und Mittelasien deportiert. Ihr Besitz wurde konfisziert, die Autonome Wolgadeutsche Republik aufgelöst, ihr Name aus Karten und Büchern getilgt. Ab 1942 folgte die Zwangsarbeit in Bergwerken, Wäldern und Baustellen. 1948 schrieb ein weiterer Erlass die Verbannung „für ewige Zeiten“ fest.

Das Bild ist jedoch nicht einheitlich. Ein Teil der Ukraine- und Schwarzmeerdeutschen entkam der Deportation, weil die Wehrmacht 1941 schnell vorrückte. Unter der Besatzung wurden sie zu „Volksdeutschen“ erklärt – manche wurden – teils freiwillig, teils unter Zwang – in NS-Strukturen eingebunden, einzelne Einheiten waren an Verbrechen gegen die jüdische Bevölkerung beteiligt. Die Mehrzahl der Russlanddeutschen war Opfer, nicht Täter – aber auch dieser Teil der Geschichte bedarf noch tiefergehender Forschung.



© Unbekannter Fotograf, Sommer 1932 (gemeinfrei). Digitale Bearbeitung: MagentaGreen (Kontrastverbesserung, Graustufen, Zuschnitt).

Zwangsarbeiter beim Bau des Weißmeer Ostsee Kanals – ein nahezu ohne Maschinen gebautes Todesprojekt, bei dem Zehntausende unter Hunger und Überlastung starben.

Bezug zu Espelkamp: Viele Espelkamper Russlanddeutsche haben diese Deportationen in ihrer Familiengeschichte erlebt. Das Schweigen darüber – in der Sowjetunion erzwungen, in Deutschland oft fortgesetzt – prägte ganze Generationen, sodass bei vielen Russlanddeutschen bis heute nur wenig Wissen über die eigene Geschichte vorhanden ist.

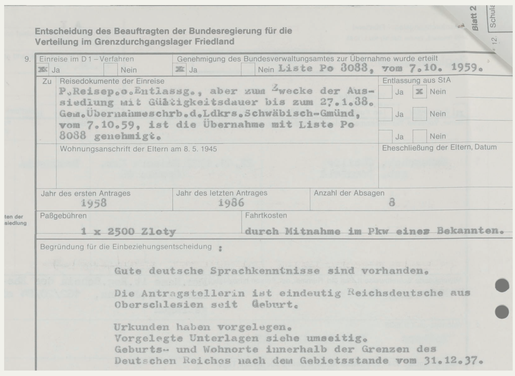
Leben im Wartestand – Die lange Suche nach Heimat

Nach Stalins Tod 1953 begann ein langsames Auftauen. Die Deportierten hatten seit 1941 unter strengster Kontrolle gelebt: Wohnortwechsel waren verboten, es galt eine regelmäßige Meldepflicht sowie der Ausschluss von bestimmten Berufen. Erst 1955 wurden diese Auflagen offiziell aufgehoben – doch das Verbot, in die Vorkriegsheimat zurückzukehren, blieb.

1964 erklärten die Sowjetbehörden die Anschuldigungen von 1941 offiziell für „unbegründet“. Eine echte Wiedergutmachung folgte nicht. Die Geschichte der Russlanddeutschen verschwand in der Sowjetunion zunehmend aus dem öffentlichen Gedächtnis.

Was blieb, waren zerstreute Gemeinschaften in Kasachstan und Sibirien, die ihre Identität oft auch in Glaubenskreisen bewahrten – obgleich diese auch dort unter staatlichem Druck standen. Auch die deutsche Sprache verlor zunehmend ihre Bedeutung im Alltag. 1989 gaben weniger als die Hälfte der als Deutschen registrierten Sowjetbürger Deutsch als Muttersprache an.

Viele wollten ausreisen. Seit den 1950er Jahren sammelten Menschen Unterschriften, schrieben Eingaben an die Regierung, demonstrierten in Moskau – und warteten jahrzehntelang vergeblich. Wer keine Zukunft mehr sah, richtete den Blick nach Deutschland – ein Land, das viele nur aus Erzählungen kannten.



Entscheidung des Beauftragten der Bundesregierung für die Verteilung im Grenzdurchgangslager Friedland

Einreise im D1 – Verfahren: Ja / Nein

Genehmigung des Bundesverwaltungsamtes zur Übernahme wurde erteilt: Ja / Nein

Liste Po 3083, vom 7.10. 1959.

Reisedokumente der Einreise: P.Reisep.o.Entlassg., aber zum 4wecke der Aussiedlung mit Gültigkeitsdauer bis zum 27.1.88. Gen.Übernahmeschrb.d.Ldkrs.Schwäbisch-Gmünd, vom 7.10.59, ist die Übernahme mit Liste Po 3083 genehmigt.

Entlassung aus StA: Ja / Nein

Wohnungsanschrift der Eltern am 8. 5. 1945

Eheschließung der Eltern, Datum

Jahr des ersten Antrages	Jahr des letzten Antrages	Anzahl der Absagen
1958	1986	8

Paßgebühren: 1 x 2500 Zloty

Fahrtkosten: durch Mitnahme im Pkw eines Bekannten.

Begründung für die Einbeziehungsentscheidung:

Gute deutsche Sprachkenntnisse sind vorhanden.

Die Antragstellerin ist eindeutig Reichsdeutsche aus Oberschlesien seit Geburt.

Urkunden haben vorgelegen.
Vorgelegte Unterlagen siehe umseitig.
Geburts- und Wohnorte innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches nach dem Gebietsstande vom 31.12.37.

© Stadtarchiv Espelkamp

Erfassungsbogen: Der Ausreisewunsch war von den kommunistischen Behördenachtmal verweigert worden – Emigration galt als Verrat.

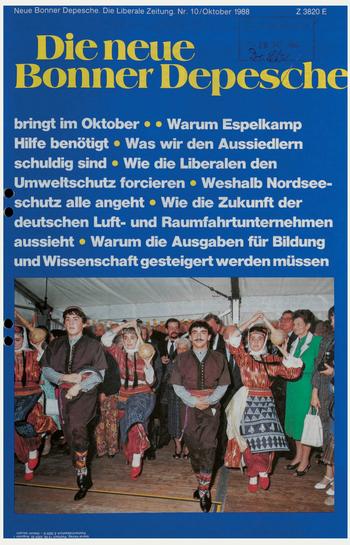
Bezug zu Espelkamp: Viele, die in Espelkamp ankamen, hatten jahrelang auf diesen Moment gewartet – und kamen dann nach Deutschland, das auf dem Papier als Heimat galt, eine Heimat, die sie aber kaum kannten.

1941 1953 1964 1985

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend
im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN IN ESPELKAMP

Perestroika und Ausreisewelle


Neue Bonner Depesche. Die Liberale Zeitung. Nr. 10/Oktober 1988 Z 3820 E

Die neue Bonner Depesche

bringt im Oktober • • Warum Espelkamp Hilfe benötigt • Was wir den Aussiedlern schuldig sind • Wie die Liberalen den Umweltschutz forcieren • Weshalb Nordsee-schutz alle angeht • Wie die Zukunft der deutschen Luft- und Raumfahrtunternehmen aussieht • Warum die Ausgaben für Bildung und Wissenschaft gesteigert werden müssen

© Stadtarchiv Espelkamp

„Warum Espelkamp Hilfe benötigt." Neue Bonner Depesche (Oktober 1988).

Aufbruch ins Unbekannte – Die große Aussiedlungswelle

Michail Gorbatschows Reformpolitik öffnete ab 1985 Schritt für Schritt die Tore. 1987 lockerte die Sowjetunion ihre Ausreisebestimmungen – und eine der größten Migrationsbewegungen der deutschen Nachkriegsgeschichte begann: Bis in die frühen 2000er Jahre kamen gut 2,3 Millionen Russlanddeutsche und ihre Angehörigen nach Deutschland.

Die Bundesrepublik nahm sie als Aussiedler auf – ab 1993 als Spätaussiedler – und erkannte ihnen die deutsche Staatsbürgerschaft zu. Rechtliche Grundlage war das Bundesvertriebenengesetz, geschaffen für die Vertriebenen nach 1945 – also dasselbe Gesetz, auf dessen Grundlage auch die für die Gründungsphase von Espelkamp prägende Generation hier angekommen war.

Jahrzehnte später kamen Russlanddeutsche unter demselben rechtlichen Rahmen hier an. Der erste Anlaufpunkt war für viele das Grenzdurchgangslager Friedland – in NRW die Landesstelle Unna-Massen, durch die zwischen 1989 und 2006 über 700.000 Menschen aufgenommen wurden.

Dort begann die Bürokratie: Registrierung, Zuweisung, Sprachkurs. Und oft die erste Enttäuschung. Was die staatlichen Hilfen konkret bedeuteten, war bescheidener als mancherorts gemunkelt worden war: Kostenlose Sprachkurse sowie ein befristetes Eingliederungsgeld auf Sozialhilfeniveau bei Arbeitslosigkeit. Erschwerend hinzu kam, dass Berufsabschlüsse häufig nicht anerkannt und Familien durch Wohnortzuweisungen getrennt wurden.

Bezug zu Espelkamp: Allein von 1987 bis 1990 zogen 4.205 Aussiedler nach Espelkamp – angezogen von den seit Jahrzehnten gewachsenen christlichen Gemeinden und bestehenden Netzwerken.

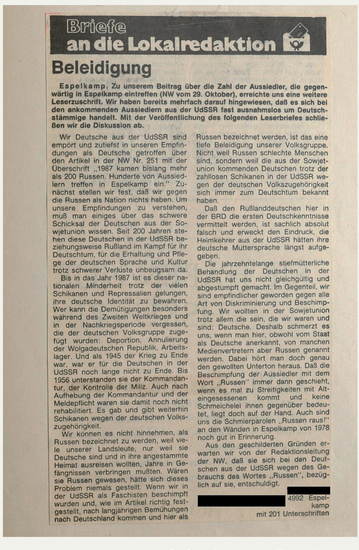
Ankommen – Das lange Werden einer gemeinsamen Heimat

„Dort waren wir die Deutschen, hier sind wir die Russen." Dieser Satz, der vielen russlanddeutschen Spätaussiedlern zugeschrieben wird, bringt eine Erfahrung auf den Punkt, die Forscher als „doppelte Fremdheit" beschreiben: In der Sowjetunion galten sie wegen ihres Namens und ihrer Herkunft als Deutsche – in Deutschland wurden sie wegen ihrer Sprache als Russen wahrgenommen, oft mit abwertender Absicht.

Die 1990er Jahre waren für viele von beruflicher Dequalifizierung, Sprachbarrieren und sozialer Ausgrenzung geprägt. Paradoxerweise wurden Sprachkurse und Eingliederungshilfen genau dann gekürzt, als sie am dringendsten gebraucht wurden. Über 20 Jahre später fällt die Bilanz gemischt aus: wirtschaftlich ist die Integration vielfach gelungen – emotional blieb sie für viele unvollständig.

Heute leben rund 2,5 Millionen Menschen russlanddeutscher Herkunft in Deutschland – eine der größten Zuwanderergruppen des Landes, die im öffentlichen Bewusstsein bis heute wenig Platz einnimmt.

Bezug zu Espelkamp: Mit einem Anteil von etwa einem Viertel der Einwohner mit Aussiedlerbiografie ist Espelkamp Spitzenreiter in NRW. Was hier über Jahrzehnte gewachsen ist, zeigt: Ankommen braucht Zeit, Netzwerke – und eine Stadtgesellschaft, die zuhört.


Briefe an die Lokalredaktion

Beleidigung

Espelkamp. Zu unserem Beitrag über die Zahl der Aussiedler, die gegenwärtig in Espelkamp eintreffen (NW vom 29. Oktober), erreichte uns eine weitere Leserzuschrift. Wir haben bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß es sich bei den ankommenden Aussiedlern aus der UdSSR fast ausnahmslos um Deutschstämmige handelt. Mit der Veröffentlichung des folgenden Leserbriefes schließen wir die Diskussion ab.

Wir Deutsche aus der UdSSR sind empört und zutiefst in unseren Empfindungen als Deutsche getroffen über den Artikel in der NW Nr. 251 mit der Überschrift „1987 kamen bislang mehr als 200 Russen. Hunderte von Aussiedlern treffen in Espelkamp ein.". Zunächst stellen wir fest, daß wir gegen die Russen als Nation nichts haben. Um unsere Empfindungen zu verstehen, muß man einges über das schwere Schicksal der Deutschen aus der Sowjetunion wissen. Seit 200 Jahren stehen diese Deutschen in der UdSSR beziehungsweise Rußland im Kampf für ihr Deutschtum, für die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache und Kultur trotz schwerer Verluste unbeugsam da.

Bis in das Jahr 1987 ist es dieser nationalen Minderheit trotz der vielen Schikanen und Repressalien gelungen, ihre deutsche Identität zu bewahren. Wer kann die Demütigungen besonders während des Zweiten Weltkrieges und in der Nachkriegsperiode vergessen, die der deutschen Volksgruppe zugefügt wurden. Deportion, Annulierung der Wolgadeutschen Republik, Arbeitslager. Und als 1945 der Krieg zu Ende war, war er für die Deutschen in der UdSSR noch lange nicht zu Ende. Bis 1956 unterstanden sie der Kommandantur, der Kontrolle der Miliz. Auch nach Aufhebung der Kommandantur und der Meldepflicht waren sie damit noch nicht rehabilitiert. Es gab und gibt weiterhin Schikanen wegen der deutschen Volkszugehörigkeit.

Wir kommen es nicht hinnehmen, als Russen bezeichnet zu werden, weil viele unserer Landsleute, nur weil sie Deutsche sind und in ihre angestammte Heimat ausreisen wollten, Jahre in Gefängnissen verbringen mußten. Wären sie Russen gewesen, hätte sich dieses Problem niemals gestellt. Wenn wir in der UdSSR als Faschisten beschimpft wurden und, wie im Artikel richtig festgestellt, nach langjährigen Bemühungen nach Deutschland kommen und hier als Russen bezeichnet werden, ist das eine tiefe Beleidigung unserer Volksgruppe. Nicht weil Russen schlechte Menschen sind, sondern weil die aus der Sowjetunion kommenden Deutschen trotz der zahllosen Schikanen in der UdSSR wegen der deutschen Volkszugehörigkeit sich immer zum Deutschtum bekannt haben.

Daß den Rußlanddeutschen hier in der BRD die ersten Deutschkenntnisse vermittelt werden, ist sachlich absolut falsch und erweckt den Eindruck, die Heimkehrer aus der UdSSR hätten ihre deutsche Muttersprache längst aufgegeben.

Die jahrzehntelange stiefmütterliche Behandlung der Deutschen in der UdSSR hat uns nicht gleichgültig und abgestumpft gemacht. Im Gegenteil, wir sind empfindlicher geworden gegen alle Art von Diskriminierung und Beschimpfung. Wir wollten in der Sowjetunion trotz allem die sein, die wir waren und sind: Deutsche. Deshalb schmerzt es uns, wenn man hier, obwohl vom Staat als Deutsche anerkannt, von manchen Medienvertretern aber Russen genannt werden. Dabei hört man doch genau den gewollten Unterton heraus. Daß die Beschimpfung der Aussiedler mit dem Wort „Russen" immer dann geschieht, wenn es mal zu Streitigkeiten mit Altansässigen kommt und keine Schmeicheleien ihnen gegenüber bedeutet, liegt doch auf der Hand. Auch sind uns die Schmierparolen „Russen raus!" an den Wänden in Espelkamp von 1978 noch gut in Erinnerung.

Aus den geschilderten Gründen erwarten wir von der Redaktionsleitung der NW, daß sie sich bei den Deutschen aus der UdSSR wegen des Gebrauchs des Wortes „Russen", bezüglich auf sie, entschuldigt.

[redacted] 4992 Espelkamp
mit 201 Unterschriften

© Stadtarchiv Espelkamp

Leserbrief in der Neuen Westfälischen (1987), der eine Entschuldigung für die Bezeichnung der Aussiedler als „Russen" fordert.

1985 1990 2026

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend
im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN IN ESPELKAMP

Biographie Albert Ferderer



© Stadtarchiv Espelkamp

Albert Ferderer wird am 21. November 1964 im russischen Solikamsk geboren. Seine Vorfahren stammen aus Baden-Württemberg und folgten Ende des 18. Jahrhunderts dem Ruf Katharinas der Großen in die Ukraine, in die Gegend um Odessa. Dort wächst seine Familie als deutschstämmige Minderheit auf – bis der Zweite Weltkrieg alles verändert.

Zunächst von der Wehrmacht wohlwollend behandelt, fliehen seine Eltern mit der zurückweichenden Front bis nach Jena. Stalins Versprechen einer Rückkehr in die Heimat entpuppt sich als Täuschung: In Viehwaggons werden sie stattdessen an den Ural deportiert. In einer abgeschirmten Barackensiedlung, im Volksmund „Klein Berlin“ genannt, beginnt ein Leben unter strikter sowjetischer Kontrolle – seine Eltern werden als „Fritzen“ und „Faschisten“ diffamiert.

In diese Welt wird Albert gemeinsam mit seiner Zwillingsschwester hineingeboren. Zu Hause spricht die Familie Deutsch; Russisch lernt er erst mit der Einschulung. Früh erfährt er die Spannung, in Russland als Deutscher wahrgenommen zu werden.

Die Ostpolitik Willy Brandts eröffnet eine Möglichkeit, diesen Umständen zu entkommen: Schon 1973 gelingt der Familie die Ausreise. Über das Durchgangslager Friedland gelangen sie nach Hof an der Saale, dann nach Bayreuth. Albert besucht dort die Grundschule und übernimmt rasch Sprache und Akzent der Oberfranken.

1976 zieht die Familie nach Espelkamp, wo viele frühere Bekannte aus Solikamsk leben. Am Söderblom-Gymnasium gilt er als „Junge aus Oberfranken“ – erst als im Politikunterricht über Spätaussiedler gesprochen wird, erzählt er seine Geschichte, zur Überraschung seiner Mitschüler.

Nach der zehnten Klasse entscheidet er sich gegen ein Studium und für die Praxis: Ausbildung zum Mechaniker bei Picker, Weiterbildung zum Maschinenbautechniker, schließlich Konstrukteur und Entwickler bei Harting.

Persönliche Anfeindungen bleiben Albert erspart – doch trifft es ihn, wenn Russlanddeutschen ihre deutsche Identität abgesprochen wird. Sätze wie jener, wonach „das Einzige Deutsche an den Russlanddeutschen der deutsche Schäferhund“ sei, empfindet er als tief verletzend.

Prägender als solche Fremdzuschreibungen ist für ihn sein freikirchlicher Glaube. 1996 entsteht in Espelkamp die Freie Evangelische Bibelgemeinde, in der Albert jahrelang Leitungsverantwortung trägt. Trotz verletzender politischer Aussagen über Aussiedler und Spätaussiedler bleibt seine Selbstwahrnehmung klar: „Ich bin Deutscher.“ Er fühlt sich als „waschechter Espelkamper“.



© Stadtarchiv Espelkamp

Gemeindehaus FEBG (General-Bishop-Straße).

„Ich fühle mich als waschechter Espelkamper.“

- Albert Ferderer (61)

Für inhaltliche Aussagen und Meinungsäußerungen tragen die Publizierenden dieser Veröffentlichung die Verantwortung.

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN
IN ESPELKAMP

Biographie Maria Dobermann



© Stadtarchiv Espelkamp

Maria Dobermann wird am 18. Januar 1937 im deutschgeprägten Dorf Neuschönsee in der Ukraine geboren – mitten in einem bitterkalten Winter.
Ihr Vater Jakob, ein fröhlicher, musikalischer Mann, wird neun Monate nach ihrer Geburt nachts abgeholt. Ein schwarzer Wagen, finstere Fenster – und danach kein Lebenszeichen mehr. Sein „Vergehen“: Er hat in einem deutschen Klub deutsche Lieder mitgesungen, davon erzählt und ein Rasiermesser aus Solingen als Geschenk angenommen. Später wird daraus eine angebliche Spionagetätigkeit konstruiert.

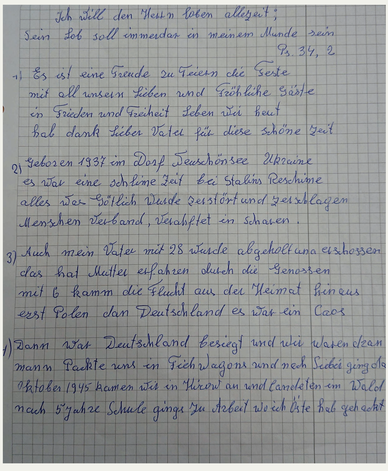
Maria wächst deshalb ohne Vater auf, mit Mutter, Schwester und Großmutter. Das Einrücken der deutschen Armee 1941 erlebt die junge Maria zunächst als Befreiung von stalinistischen Repressionen: Es gibt plötzlich Weihnachten, Gottesdienste und Sonntagsschule. Ihr und ihrer Familie werden aber durch die deutschen Kriegsverbrechen schnell die Augen geöffnet, insbesondere als ein jüdisch geprägtes benachbartes Dorf vollständig ausgelöscht wird.

Mit der sich Ende 1943 abzeichnenden deutschen Niederlage beginnt für Marias Familie eine monatelange Flucht durch Weißrussland und Polen, in eisiger Kälte und immer wieder von Hunger bedroht. Maria erinnert sich daran, dass ihre Mutter in ihrer Not einen Diebstahl begeht und eine gestohlene Gardine gegen Suppe und Brot tauscht. Letztlich misslingt die Flucht, als ihre Familie in Brandenburg vom Vormarsch der russischen Armee eingeholt wird. Mit Schrecken erinnert sich Maria noch heute daran, dass ihre ältere Schwester nur mit Glück einer Vergewaltigung entkommt.

Die Familie muss nun in die Sowjetunion zurück. Zunächst wird sie in einem Sammellager untergebracht, dann in Viehwaggons nach Russland gebracht. In den Wäldern der Taiga und Sibiriens muss die Familie in der Folge unter schwersten Bedingungen arbeiten. Die Frauen fällen Bäume oder arbeiten in Steinbrüchen – jahrelang. Unter NKWD-Kontrolle [Volkskommissariat für innere Angelegenheiten] müssen sie sich jeden Monat melden und dürfen ihren Aufenthaltsort nicht ohne Genehmigung verlassen. Erst nach Stalins Tod 1953 wird das Leben ein wenig leichter. In dieser Zeit findet Maria schließlich zu einem bewussten, persönlichen Glauben – der ihr Leben bis heute bestimmt.

Zunächst zieht die Familie nach Kant in Kirgisien, bevor ihr 1973 die Ausreise nach Deutschland gelingt. Nach der Ankunft im Aufnahmelager Friedland wird sie nach Stadtallendorf in Hessen weitergeleitet. Dort lebt Maria etwa drei Jahre, bevor sie mit ihrer Familie nach Espelkamp zieht.

„Wir haben den besten Platz auf der Erde“, sagt Maria heute. Aus dem Fenster ihres Hauses schaut sie auf eine Stadt, in der sie alles hat, was sie braucht – und die für sie zu einem Zuhause geworden ist. Krank und verwitwet, aber dankbar, blickt sie zurück: „Wunderbar hat Gott uns durchgebracht.“



Ich will den Herrn loben allezeit;
Sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein
Ps 34, 2

1) Es ist eine Freude zu feiern die Feste
mit all unseren Lieben und fröhliche Gäste
in Frieden und Freiheit leben wir heut
hab dank lieber Vater für diese schöne Zeit

2) Geboren 1937 im Dorf Neuschönsee Ukraine
es war eine schöne Zeit bei Stalins Reschime
alles wer plötzlich heute zerstört und zerschlagen
Menschen verband, verhaftet en Scharen.

3) Auch mein Vater mit 28 wurde abgeholt und erschossen
das hat Mutter erfahren durch die Genossen
mit 6 Kamm die Flucht aus der Heimat hinaus
erst Polen dan Deutschland es war ein Caos

4) Dann war Deutschland besiegt und wir waren dran
mann Packte uns in Viehwagons und noch Sieben ging ab
9 Oktober 1945 kamen wir in Ukraw an und landeten im Wald
nach 5 Jahre Schule ging zu Arbeit wo ich bis heut hab gebacht

© Privatbesitz Dobermann

Maria Dobermann verarbeitet ihre Lebensgeschichte in einem Gedicht.

„Wunderbar hat Gott uns durchgebracht.“

- Maria Dobermann (89)

Für inhaltliche Aussagen und Meinungsäußerungen tragen die Publizierenden dieser Veröffentlichung die Verantwortung.

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN IN ESPELKAMP

Biographie Eduard Penner



© Stadtarchiv Espelkamp

Eduard Penner wird am 9. März 1967 in Südkasachstan geboren – in eine vom Glauben geprägte Familie. In der russischsprachigen Baptistengemeinde wächst er unter Brüdern und Schwestern auf, von denen viele wegen ihres Glaubens verfolgt wurden. Familie und Gemeinde machen seine Kindheit „sehr glücklich“ – trotz der politischen Realität.

Als Deutscher trägt Eduard früh einen Stempel: Auf der Straße wird „Krieg“ gespielt, und er ist für andere Kinder der „Faschist“. In der Schule soll er Oktoberkind, Pionier, Komsomolze [Verschiedene Stufen innerhalb der politischen Jugendorganisationen der Sowjetunion] werden. Er hält an seinem Glauben fest – und wird dafür vor der Klasse als rückständig vorgeführt. Im Rückblick nennt er es „Mobbing von höchster Stelle“.

Mit 18 wird Eduard zur Armee eingezogen – nach Moskau, zehn Gehminuten vom Kreml. Er verweigert Eid und Schießbefehl. Was folgt, sind Monate in denen er immer wieder durch mehrere Offiziere verhört wird: Drohungen, Schikane, Druck. Er spricht von Drohungen, ihn „niemals wieder Freiheit sehen“ zu lassen.

Nach zehn Monaten wird er in eine Strafmilitäreinheit hinter den Polarkreis verlegt – in die Republik Komi. Bei mehr als minus 50 Grad fällt er Bäume, Seite an Seite mit Schwerkriminellen und anderen „politisch unzuverlässigen Elementen“, hinzu kommen ein paar Christen. Er erlebt aber auch Solidarität über religiöse Grenzen hinweg: Nach anfänglich heftigen Konflikten respektieren ihn muslimische Tschetschenen später gerade wegen seiner religiösen Überzeugung.

1987 endet der Militärdienst, Eduard kehrt nach Hause zurück. Die Familie, seit seiner Kindheit vom Wunsch nach Ausreise geprägt, nutzt die politischen Öffnungen unter Gorbatschow: 1988 reisen sie über Moskau in das Aufnahmelager Friedland nach Deutschland. Erste Station ist Fabbenstedt, wo mehrere Familien in einer leerstehenden Schule leben – nur durch Vorhänge getrennt.

Sprachkurs, Gemeinde und Verwandte werden zu Ankerpunkten. In Espelkamp findet Eduard Schritt für Schritt seinen Platz: Er besucht einen Sprachkurs, macht eine Umschulung zum Industriemechaniker und arbeitet nach verschiedenen Stationen schließlich im Werkzeug- und Sondermaschinenbau bei Harting, wo er seit Jahrzehnten beschäftigt ist.

Heute lebt er mit seiner Frau Nelli und vier Töchtern in Espelkamp. Seine Integration sieht er auf zwei Ebenen: Persönlich ist er „dankbar, dass [sie] gelungen ist“, mit den für ihn tragenden Säulen Familie und Gemeinde. Gesellschaftlich begegnet er gelegentlichem Misstrauen inzwischen gelassen. Dabei versteht er Integration als einen Prozess, der nicht Anpassung um jeden Preis als Ziel hat, sondern eine gegenseitige Bereicherung. Er bringt seine Geschichte und seinen Glauben ein – und empfindet Espelkamp als Heimat, in der er angekommen ist.



© Stadtarchiv Espelkamp

Klassenzimmer der Fabbenstedter Schule, als Notunterkunft genutzt.

„Auch wenn man nicht in allem das Denken übernimmt von anderen Leuten, man bringt ja den eigenen Reichtum mit.“

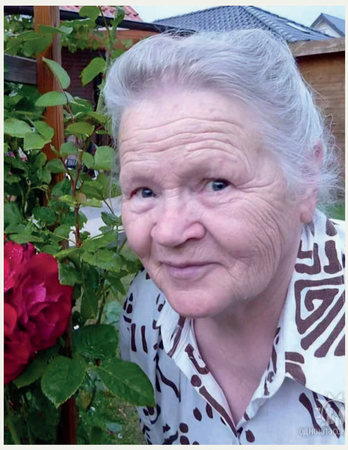
- Eduard Penner (59)

Für inhaltliche Aussagen und Meinungsäußerungen tragen die Publizierenden dieser Veröffentlichung die Verantwortung.

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN IN ESPELKAMP

Biographie Maria Penner



© Stadtarchiv Espelkamp

Maria Penner wird 1937 in einem deutschen Dorf an der Wolga in der Oblast Saratow geboren – als viertes Kind einer tief gläubigen mennonitischen Familie. Ihr Vater Jakob, ein liebevoller Mann, der seiner Frau Gedichte schreibt und Lieder mit ihr singt, wird 1941 nachts von der Polizei abgeholt, als Maria vier Jahre alt ist. Einen schwarzen LKW – den die Leute den „schwarzen Raben“ nennen – wird sie nie vergessen. 1942 wird er erschossen, auf Grundlage einer erzwungenen Falschaussage. Posthum wird er rehabilitiert.

Kurz nach der Verhaftung des Vaters wird Maria mit ihrer Mutter Katharina und den Schwestern nach Sibirien deportiert. In einer Baracke, bei Temperaturen bis minus zwanzig Grad, hungert und friert die Familie. Katharina erkrankt an Tuberkulose, kann die schwere körperliche Arbeit nicht mehr leisten und muss zuletzt ihren einzigen Wintermantel gegen Lebensmittel eintauschen. Der Glaube spielt für die Familie eine zentrale Rolle und bietet Halt in dieser Zeit.

Eine abenteuerliche Reise bringt die Familie nach Omsk: Maria und ihre Schwestern fahren einen Tag lang allein im Güterwaggon, weil die Mutter den abfahrenden Zug verpasst – und taucht am nächsten Tag aus heiterem Himmel wieder auf. Sie hat sich unter Bänken in anderen Waggons versteckt. 1948, als Maria gerade elf Jahre alt ist, stirbt ihre Mutter an den Folgen der Tuberkulose. Die letzten Worte ihrer Mutter trägt sie ihr Leben lang in sich: „Gott hat mir versprochen, er wird euch nicht verlassen. Er wird euer Vater sein.“

Trotz Ablehnung am Medizinischen Technikum: „Solche wie deinen Vater und dich brauchen wir nicht“, heißt es dort, findet Maria am Bautechnikum Omsk einen Platz, schließt vier Jahre später mit Bestnoten ab und leistet einen dreijährigen Pflichtdienst als Baumeisterin in der Gebirgsregion Altai, nahe der chinesischen Grenze.

In Dschambul [heute: Taras, Kasachstan] lernt sie ihren Mann Heinrich kennen. Sie heiraten 1962 in einer Doppelhochzeit vor 800 Gemeindemitgliedern und bekommen sieben Kinder. 25 Jahre lang arbeitet Maria als Bauaufsicht – aufgrund ihres baptistischen Glaubens aber immer wieder Repressionen ihrer Kollegen ausgesetzt sowie unter ständiger Beobachtung der sowjetischen Behörden.

1988 gelingt der Familie die Ausreise. Über das Grenzdurchgangslager Friedland kommen sie nach Espelkamp, wo Maria bis heute lebt.

Obwohl Maria inzwischen verwitwet ist und ihr langes Leben sich gesundheitlich bemerkbar macht, blickt sie dankbar zurück: „Bis jetzt hat Gott uns nicht verlassen.“



© Privatbesitz Penner

„Von Gnade und Recht will ich singen“ Auszug aus einem in der Familie über Generationen weitervererbten Liederbuch.

„Bis jetzt hat Gott uns nicht verlassen.“

- Maria Penner (89)

Für inhaltliche Aussagen und Meinungsäußerungen tragen die Publizierenden dieser Veröffentlichung die Verantwortung.

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN IN ESPELKAMP

Biographie Arthur Wall



© Stadtarchiv Espelkamp

Arthur Wall wird 1973 in Kirgisien als Kind einer freikirchlich orientierten Familie geboren. Mit knapp zwei Jahren kommt er 1975 gemeinsam mit seinen Eltern und Geschwistern nach Espelkamp. Seine Familie zählt zu den ersten Aussiedlern, die ab Mitte der 1970er Jahre in die Stadt kommen. Die Familie hat mit einer Wartezeit von knapp einem Jahr bis zur Ausreisegenehmigung noch Glück, andere warten mehrere Jahre.

Für Arthur selbst macht die frühe Ankunft einen entscheidenden Unterschied: Er ist noch nicht schulpflichtig, besucht den Kindergarten und wächst von der Grundschule bis zum Abitur am Söderblom-Gymnasium vollständig in Espelkamp auf.

Seine älteren Geschwister erleben die Vorurteile des Systems gegenüber Aussiedlerkindern. Beide kommen direkt auf die Hauptschule – nicht wegen schlechter Leistungen, sondern weil man ihnen ohne Deutschkenntnisse nicht mehr zutraut.

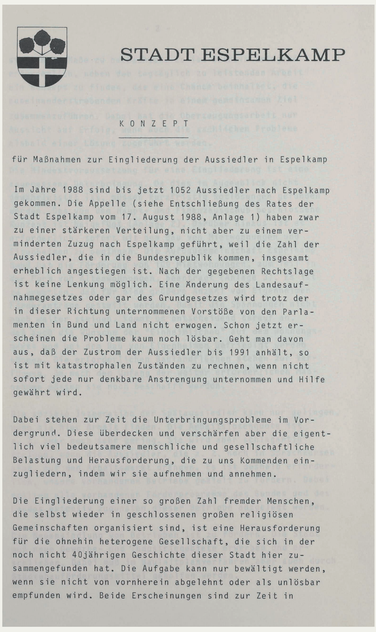
Arthur selbst ergeht es besser, er macht das Abitur als einer von wenigen Spätaussiedlern in der Oberstufe. Studiert hat er trotzdem nie. Im Rückblick führt er das weniger auf fehlende Begabung zurück als auf fehlende Orientierung: In seiner Arbeiterfamilie ist ein Studium kein naheliegender Gedanke. Er absolviert eine Ausbildung zum Bankkaufmann bei der Volksbank, arbeitet anschließend über Jahrzehnte in der Region und wechselt später in den Bereich Informationssicherheit. Heute arbeitet er überwiegend von seinem Homeoffice in Espelkamp aus.

Zu seiner russlanddeutschen Identität pflegt Arthur ein nüchternes Verhältnis. Aufgewachsen in der Freikirche, eine Jugend ohne teure Markenklamotten, ein zurückgezogenes Familienleben – er weiß, dass er „anders“ war, empfindet das aber nicht als Makel. Die russische Sprache hat er trotz Abiturfach kaum gelernt; das bereut er heute.

Wie wenig die Herkunft in der Familie überhaupt thematisiert wurde, zeigt ein kleines bürokratisches Kuriosum: Erst bei der Beantragung des Zivildienstes erfährt er, dass er neben der deutschen auch noch eine zweite Staatsbürgerschaft besitzt. Bis dahin war ihm das nicht bewusst.

Lange bleibt Arthur ein stiller Beobachter des Stadtgeschehens. Er ist zufrieden mit Espelkamp, aber nicht mit allem – und wie viele, die sich nicht einbringen, schimpft er gelegentlich. Irgendwann reicht ihm das nicht mehr. Er lässt sich für den Stadtrat aufstellen – auch weil Russlanddeutsche und Mitglieder von Freikirchen dort bis dahin kaum vertreten sind.

Heute ist er Ratsmitglied und in zweiter Amtszeit Ortsvorsteher des Stadtteils Westend. Im Amt besucht er Jubilare, gratuliert zu Geburtstagen und Hochzeiten, hört Lebensgeschichten – russlanddeutsche, türkische, deutsche. Wer er dabei ist, merken die wenigsten auf Anhieb: Der Nachname verrät wenig, ein Akzent auch nicht. „Hätte ich jetzt nicht gedacht“, sagen die Leute. Arthur nickt. Er ist seit über 50 Jahren hier aufgewachsen – was soll man da noch merken.



STADT ESPELKAMP

KONZEPT

für Maßnahmen zur Eingliederung der Aussiedler in Espelkamp

Im Jahre 1988 sind bis jetzt 1052 Aussiedler nach Espelkamp gekommen. Die Appelle (siehe Entschließung des Rates der Stadt Espelkamp vom 17. August 1988, Anlage 1) haben zwar zu einer stärkeren Verteilung, nicht aber zu einem verminderten Zuzug nach Espelkamp geführt, weil die Zahl der Aussiedler, die in die Bundesrepublik kommen, insgesamt erheblich angestiegen ist. Nach der gegebenen Rechtslage ist keine Lenkung möglich. Eine Änderung des Landesaufnahmegesetzes oder gar des Grundgesetzes wird trotz der in dieser Richtung unternommenen Vorstöße von den Parlamenten in Bund und Land nicht erwogen. Schon jetzt erscheinen die Probleme kaum noch lösbar. Geht man davon aus, daß der Zustrom der Aussiedler bis 1991 anhält, so ist mit katastrophalen Zuständen zu rechnen, wenn nicht sofort jede nur denkbare Anstrengung unternommen und Hilfe gewährt wird.

Dabei stehen zur Zeit die Unterbringungsprobleme im Vordergrund. Diese überdecken und verschärfen aber die eigentlich viel bedeutsamere menschliche und gesellschaftliche Belastung und Herausforderung, die zu uns Kommenden einzugliedern, indem wir sie aufnehmen und annehmen.

Die Eingliederung einer so großen Zahl fremder Menschen, die selbst wieder in geschlossenen großen religiösen Gemeinschaften organisiert sind, ist eine Herausforderung für die ohnehin heterogene Gesellschaft, die sich in der noch nicht 40jährigen Geschichte dieser Stadt hier zusammengefunden hat. Die Aufgabe kann nur bewältigt werden, wenn sie nicht von vornherein abgelehnt oder als unlösbar empfunden wird. Beide Erscheinungen sind zur Zeit in

© Stadtarchiv Espelkamp

Konzept der Stadt Espelkamp zur erfolgreichen Eingliederung der zugezogenen Aussiedler (1988).

„Nur schimpfen kann ja irgendwie auch nicht die Lösung sein.“

- Arthur Wall (53)

Für inhaltliche Aussagen und Meinungsäußerungen tragen die Publizierenden dieser Veröffentlichung die Verantwortung.

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN IN ESPELKAMP

Biographie Marianna Esau



© Stadtarchiv Espelkamp

Marianna Esau wird 1975 in Kasachstan geboren und wächst in einer deutschstämmigen Familie auf, deren Geschichte von Verfolgung, Krieg und Verschweigen geprägt ist. Dennoch erlebt sie eine behütete Kindheit: Sie wächst in einem fast ausschließlich von Deutschen bewohnten Stadtteil auf, spricht Plattdeutsch und ist fest in eine große christliche Gemeinde mit Kinderstunden, Jungschar und Jugendkreisen eingebunden.

Schon als Schülerin erfährt sie jedoch Ausgrenzung. Nach einer verständnisvollen kasachischen Lehrerin wird sie von einer russischen Klassenlehrerin wegen ihrer deutschen Herkunft und ihres christlichen Glaubens benachteiligt. Sie muss antireligiöse Vorträge halten, Anerkennung bleibt ihr trotz guter Leistungen verwehrt.

Die Erfahrungen früherer Generationen aber prägen ihre Familie. Ihr Urgroßvater mütterlicherseits wird 1937 als gläubiger Christ verhaftet und zu 14 Jahren Gulag [Straf- und Arbeitslager] im hohen Norden Russlands verurteilt. Er überlebt Zwangsarbeit, Hunger und Kälte. Später dokumentiert er die Zeit der Revolution, Lagerhaft und Verfolgung in einem Bericht, der zu einem bedeutenden Zeugnis der Familiengeschichte wird.

Auch auf väterlicher Seite stehen Traumata, die nachwirken: Der Mann ihrer Großmutter gerät in deutsche Kriegsgefangenschaft und kehrt nach Kriegsende nicht in die Sowjetunion zurück. Die allein zurückgebliebene Großmutter wird Opfer eines sexuellen Missbrauchs, aus dem Mariannas Vater hervorgeht. Er trägt dieses Wissen sein Leben lang in sich, ein belesener, sensibler Mann, dem seine eigene Herkunft keine Ruhe lässt. Die innere Belastung führt letztlich zu einer Alkoholsucht und überschattet das Familienleben.

1989 reist Marianna als Vierzehnjährige mit ihrer Familie als letzter Teil der Großfamilie nach Deutschland aus. Zunächst leben sieben Personen über ein Jahr lang in einem Zimmer einer Notunterkunft in Frotheim, bevor die Familie nach Espelkamp zieht. Dort erlebt sie einen tiefen Einschnitt: Obwohl sie in Kasachstan zu den besten Schülerinnen ihrer Klasse gehört hat, wird sie einer Hauptschule mit Förderschwerpunkt zugewiesen. Hinzu kommen Beleidigungen wie „ihr dummen Russen“. Rückblickend sagt sie, diese Zeit habe sie „innerlich richtig gebrochen“.

Dennoch baut sich Marianna Schritt für Schritt ein neues Leben auf. Sie lernt fließend Deutsch, absolviert eine Berufsausbildung, holt die Fachhochschulreife nach und findet ihren beruflichen Weg. Auch in ihrer Kirchengemeinde findet sie eine neue Heimat.

Heute spricht Marianna offen über ihre Familiengeschichte, die von Gulag, Glaubensverfolgung, Krieg, Missbrauch und Migration geprägt ist. Vorurteile gegenüber Russlanddeutschen erklärt sie vor allem mit fehlendem Wissen: „Wer die Geschichte kennt, sagt so etwas nicht.“ Für sich selbst hat sie längst eine klare Antwort gefunden: „Ich bin, wer ich bin, und das kann mir ja keiner nehmen.“



© Stadtarchiv Espelkamp

Übergangswohnheim in Frotheim (Hagenriede)

„Ich bin, wer ich bin, und das kann mir ja keiner nehmen.“

- Marianna Esau (51)

Für inhaltliche Aussagen und Meinungsäußerungen tragen die Publizierenden dieser Veröffentlichung die Verantwortung.

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN
IN ESPELKAMP

Biographie Marina Fenski



© Stadtarchiv Espelkamp

Marina wird 1985 in Jurovka nahe dem Schwarzen Meer geboren. Ihre Kindheit ist ambivalent: Draußen Freiheit im Dorf – Hunde und Katzen, Omas Garten mit Himbeeren, Kino mit „Nu, pogodi“ [Zeichentrickserie: Hase und Wolf]. Zu Hause aber Gewalt: Harte Strafen, stundenlanges Stehen in der Ecke prägen den Alltag. Nähe und Geborgenheit erlebt sie vor allem bei den Großeltern und im Dorfleben.

Die Familie entscheidet, nach Deutschland auszuwandern. Fast alle Verwandten gehen ein Jahr früher, die Mutter steigt im letzten Moment aus – sie bleibt in Russland. Marina reist mit sieben Jahren allein mit ihrem Vater; der verspricht, die Mutter werde „nachkommen“. Erst später sagt er ihr, dass sie nicht mehr kommt. Der Abschied von Mutter, Freunden und Schule wird zur frühen Trennungserfahrung, die lange nachwirkt.

In Espelkamp kommt Marina zunächst in Notwohnungen im Eibenring, zusammen mit Großeltern, Tanten, Onkeln und Cousinen auf engem Raum unter. Sie wird an der Ernst-Moritz-Arndt-Schule eingeschult – später als die Cousinen, ohne Deutschkenntnisse.

Der erste Schulalltag ist ein Kulturschock: Keine Lineale auf Tischkanten, weniger Disziplin im Klassenzimmer, ein völlig anderes System. Eine mennonitische Mitschülerin hilft ihr, sich zurechtzufinden. Marina lernt Deutsch schnell, vergisst das Russische fast im selben Tempo.

Gleichzeitig fehlt zu Hause jemand, der sie schulisch unterstützt; ihr Vater arbeitet viel, zeigt aber wenig Interesse für Hausaufgaben oder Elternabende. Trotz guter Leistungen empfiehlt die Schule „sicherheitshalber“ die Realschule – eine verpasste Gymnasialchance, die sie rückblickend schmerzt.

Marina macht die Höhere Handelsschule, beginnt eine Ausbildung als Erzieherin, merkt aber im Anerkennungsjahr, dass der Beruf „nichts für sie“ ist. Heute arbeitet sie bei Harting. Ihre Zugehörigkeit ist klar: Sie fühlt sich Deutschland näher als Russland, hat deutsche, türkische und andere internationale Freundinnen.

Wenn sie Russland besucht, erlebt sie kaputte Straßen, verfallene Häuser und eine spürbare Unfreundlichkeit – glaubt, als „deutsche Touristin“ erkannt zu werden. Die Worte ihres Vaters klingen nach: „In Russland sind wir Faschisten, in Deutschland sind wir Russen.“ Marina lebt mit dieser Spannung und sagt dennoch: Sie gehört hierher – nach Espelkamp.



© Privatbesitz Fenski

Ein Foto aus der Kindergartenzeit: 1990 besuchte Marina einen Kindergarten in Jurovka. Das Foto zeigt Erzieherinnen und ihre Freundinnen und Freunde aus einem Klassenbuch.

„In Russland sind wir Faschisten, in Deutschland sind wir Russen.“

- Marina Fenski (41)

Für inhaltliche Aussagen und Meinungsäußerungen tragen die Publizierenden dieser Veröffentlichung die Verantwortung.

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN
IN ESPELKAMP

Zwischen Stigma und Zugehörigkeit

Schuldig allein durch den Namen – Verfolgung per Eintrag


УДОСТОВЕРЕНИЕ ЛИЧНОСТИ
СО № 050712
состоит на Действительной военной службе в Вооруженных Силах СССР.
2. Число, месяц и год рождения
3. Личная подпись
СО № 050712
4. Место рождения
5. Национальность
6. Кем выдано удостоверение
7. Подпись должностного лица, заведующего госрегистрацией
8. Дата выдачи 1946 г.

© Vorlage: Offizielles Dokument der UdSSR (gemeinfrei). Digitale Bearbeitung: Stadtarchiv Espelkamp

Sowjetischer Inlandsausweis mit dem Vermerk der Nationalität unter Punkt 5.

Die Repressionspolitik der Sowjetunion zeigt sich auch deutlich in den Espelkamper Biographien. So beschreibt beispielsweise Albert Ferderer, dass die Barackenkolonie in Solikamsk von Russen als „Klein-Berlin“ bezeichnet wurde – und wie seine Eltern als „Fritzen“ und „Faschisten“ beschimpft wurden, obwohl sie während des Nationalsozialismus in der Ukraine gelebt hatten, tausende Kilometer vom Deutschen Reich entfernt. Der Vorwurf der Kollaboration traf pauschal alle – unabhängig davon, was der Einzelne getan oder nicht getan hatte, und unabhängig davon, dass ein Teil der Russlanddeutschen tatsächlich in NS-Strukturen eingebunden worden war, oft unter Zwang, manchmal freiwillig.

„Das war vor meiner Zeit“, sagt Ferderer – aber die Verletzung über die Zuschreibungen ist spürbar, wenn er davon spricht. Jahrzehnte später, in Deutschland, hört er von einem Politiker, das einzig Deutsche an den Russlanddeutschen sei „der deutsche Schäferhund“. Diese Zuschreibungen von außen sind fester Teil der Debatte über Russlanddeutsche. Sie sind aber keineswegs ein rein deutsches Phänomen und waren in der Sowjetunion Teil des Systems.

Der sowjetische Pass führte seit den 1930er-Jahren unter dem fünften Eintrag die Nationalität jedes Bürgers. Wer dort „deutsch“ stehen hatte, trug das als dauerhafte Stigmatisierung mit sich. Es war diese bürokratische Festlegung, die die kollektive Verfolgung erst möglich machte: Die Verhaftungswellen 1937/38, die Deportation von Hunderttausenden 1941 per Erlass, die Zwangsarbeit – all das setzte nicht bei Handlungen an, sondern bei der Herkunft. Die Eintragung im Pass genügte als Verfolgungsgrund.

Nach dem Tod Stalins änderten sich die Methoden, nicht aber das System. Eduard Penner erzählt, wie er als Schüler nach dem Unterricht zurückbehalten wurde, um sich ideologische Vorträge anzuhören. Die Lehrerin bezeichnete vor der Klasse die, die an Gott glaubten, als „hinterwäldlerisch“ und „in der Finsternis“. „Das war Mobbing von höchster Stelle“, sagt er. Der Staat, der die Väter erschossen und ganze Familien deportiert hatte, setzte in der nächsten Generation auf lautlosere Mittel.

Fremd auf beiden Seiten – Die doppelte Heimatlosigkeit der Spätaussiedler

Marina Fenski kam mit sieben Jahren nach Espelkamp. Sie erinnert sich an ihren ersten Schwimmunterricht, auf den sie nicht vorbereitet war – aus Gründen, die beide nichts mit ihr zu tun hatten: Niemand hatte ihr gesagt, wo das Schwimmbad war. Und ihr Vater hatte ihr kein Handtuch eingepackt. Schwimmunterricht als Schulfach war für beide neu – das hatte es in der Sowjetunion nicht gegeben.

Heute sagt sie, halb amüsiert, halb nachdenklich: „Ich habe genauso schnell Russisch vergessen, wie ich Deutsch gelernt habe.“ Als sie Russland Jahre später besuchte, erkannten die Menschen sie sofort als Fremde: an der Aussprache, am Auftreten. „Die haben schon gemerkt, dass [wir] keine richtigen Russen sind.“

Diese doppelte Fremdheit ist kein individuelles Schicksal, sondern eine strukturelle Erfahrung. Der Migrationsforscher Jannis Panagiotidis zeigt, dass russlanddeutsche Spätaussiedler bei der Ankunft in Deutschland weder sprachlich noch kulturell das mitbrachten, was die Aufnahmegesellschaft unter „Deutsch“ verstand – das Ergebnis jahrzehntelanger sowjetischer Russifizierungspolitik, die den Deutschen ihre Sprache genommen hatte.

Die jahrzehntelang erzwungene Assimilation in der Sowjetunion erschwerte die Integration in Deutschland: Was dort abverlangt worden war – die Aufgabe von Sprache und kultureller Eigenheit – fehlte hier als Brücke. Je gründlicher die Anpassung dort gelungen war, desto größer war die Fremdheit hier.

Albert Ferderer ist ein Gegenbeispiel – er kam als Kind nach Bayern, sprach zu Hause Deutsch, erlernte einen oberfränkischen Akzent und wurde in Espelkamp für jemanden gehalten, der einfach „wegen Arbeit“ umgezogen war. Niemand fragte nach. Dass er Russlanddeutscher war, erfuhren seine Mitschüler erst, als der Lehrer im Politikunterricht fragte, ob jemand einen Spätaussiedler kenne. „Ich bin einer.“ – „Das kann doch nicht sein.“ Die doppelte Fremdheit trifft nicht alle gleich – sie hängt davon ab, wie unsichtbar man sein kann.



© Stadtarchiv Espelkamp

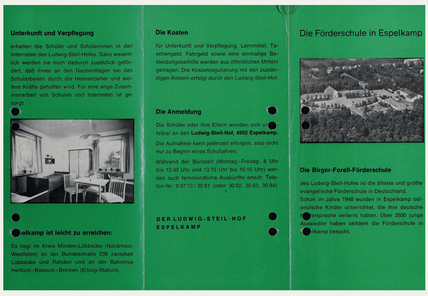
Broschüre zur Aufnahme und Eingliederung von Aussiedlern (1989)

Gefördert vom
Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend
im Rahmen des Bundesprogramms
Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN IN ESPELKAMP

Ankommen in zwei Welten – Bildung, Arbeit und Glauben

Angekommen, aber nicht anerkannt – Bildung und Arbeit zwischen zwei Systemen



© Stadtarchiv Espelkamp

Broschüre der Birger-Forell-Förderschule für Aussiedler in Espelkamp.

Marina Fenski hatte die Noten fürs Gymnasium. Die Lehrerin empfahl trotzdem die Realschule: „Besser ist es so, weil bevor sie dann runterfällt." Arthur Wall machte das Abitur, als einer von wenigen Russlanddeutschen in der Oberstufe, aber ein Studium stand damals nicht zur Debatte.

Diese Parallelitäten sind kein Zufall. Eine Studie zur postsowjetischen Migration von Jannis Panagiotidis zeigt beispielsweise, dass russlanddeutsche Spätaussiedler aus Kasachstan bei der Ankunft mehrheitlich über Haupt- oder Realschulabschlüsse verfügten, während Abitur und akademische Abschlüsse selten waren – das Ergebnis einer Schulpolitik, die auf berufspraktische Qualifikation gesetzt hatte, nicht auf akademische Bildung.

Mitgebrachte Qualifikationen wurden aber auf dem deutschen Arbeitsmarkt systematisch abgewertet. Schon eine Studie von 1998 hatte es auf den Punkt gebracht: „Arbeit in der Bundesrepublik Deutschland wird von den Aussiedlern um den Preis des beruflichen Abstiegs erkauft." Zudem zeigt die Studie, dass Frauen innerhalb der Spätaussiedler aus Kasachstan im Schnitt höher gebildet waren als Männer – und trotzdem stärker von Dequalifizierung betroffen waren. Ebenso war die Erwerbsquote der Frauen mitunter besonders hoch – und stieg in den folgenden Jahrzehnten kontinuierlich an. Die Bereitschaft zur Arbeit war nie das Problem.

Gleichzeitig zeigt die Untersuchung einen Wandel: Der Abiturientenanteil unter Zugewanderten aus Kasachstan stieg zwischen 2007 und 2018 von 13 auf knapp 22 Prozent. Dieser Bildungsaufstieg betrifft vor allem jene, die bereits als Kinder nach Deutschland kamen und hier zur Schule gingen. Was diese Zahlen zeigen, ist ein langsamer, mühsamer Bildungsaufstieg – und lassen zugleich erahnen, welches Potenzial die erste Generation hätte entfalten können, wenn ihr das Bildungssystem mehr zugetraut hätte.

Glaube als Heimat – Die ambivalente Rolle des Glaubens

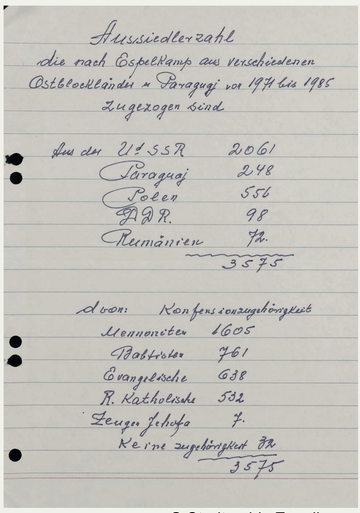
Albert Ferderer erklärt den Unterschied zwischen der Gemeinde, die er mitgründete, und einer anderen, die enger und abgeschlossener blieb: „Wir wollten uns nicht [von der Gesellschaft] abkoppeln. Wir wollten uns nicht distanzieren davon. Aber wir wollten uns auch nicht assimilieren."

Diese Formulierung trifft einen Kern, der in der Forschung schwer zu fassen ist: Was ist eine Glaubensgemeinschaft, die Integration fördert – und was ist eine, die sie verhindert?

Die Sozialwissenschaftlerin Svetlana Kiel hat fünf Typen russlanddeutscher Selbstidentifikation beschrieben; einer davon sind die „wahren Deutschen" – Freikirchenmitglieder, die sich durch konservative Glaubenssätze paradoxerweise als deutschere Deutsche verstehen als die Einheimischen. Albert Ferderer kennt dies. Er teilt die Frömmigkeit, aber nicht den Rückzug. Seine Gemeinde engagiert sich für die Stadt, sucht den Kontakt zur Kommunalpolitik. Er zitiert aus der Bibel, dem Buch Jeremia: „Suche der Stadt Bestes."

Was den Glauben für so viele Russlanddeutsche unverzichtbar macht, hat historische Gründe: In der Sowjetunion war die Gemeinde oft das Einzige, was blieb, wenn alles andere genommen wurde. Viele überlebten Deportation und das Leben im Barackenlager mit dem Glauben als Grundlage. In Deutschland suchten sie nicht die nächste Landeskirche, sondern eine Gemeinschaft, die sie verstand. Eduard Penner beschreibt diesen Übergang so: Schon im Oktober nach der Ankunft war die Familie Mitglied der Mennonitenbrüdergemeinde. Die Gemeinde und die Sprachschule waren die Ankerpunkte. „Es wurde nicht nur Sprache vermittelt, sondern durch diese Bücher, durch die Beispiele und durch die Fahrten und durch die Gespräche mit Lehrern wurde uns das Leben hier erklärt. Es war ja wirklich eine andere Welt."

Dass Glaubensgemeinschaften sowohl Brücke als auch Mauer sein können, zeigt gerade Espelkamp: Aus Spannungen über Praxis und Frömmigkeit entstanden neue Gemeinden – nicht unbedingt aus Zerstrittenheit, erklärt Albert Ferderer, sondern aus Unterschiedlichkeit. Der Protestantismus, sagt er trocken, habe nun mal das Protestieren in sich. Was wie Fragmentierung aussieht, ist auch eine Reaktion auf zu schnelles Wachstum und zu viel Verschiedenheit auf einmal.



© Stadtarchiv Espelkamp

Aktennotiz zur Herkunft und Konfessionszugehörigkeit von Aussiedlern von 1971 bis 1985.

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend
im Rahmen des Bundesprogramms Demokratie leben!

DIE GESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN
IN ESPELKAMP

Warum Espelkamp?

Wie eine Stadt zur Heimat werden kann

Warum ausgerechnet Espelkamp? Diese Frage drängt sich auf, schließlich gab es in Deutschland Tausende Städte und Gemeinden, in denen sich Russlanddeutsche niederlassen konnten. Die Antwort ist denkbar einfach: Weil hier bereits jemand war. Weil eine Einladung aus einer mennonitischen Gemeinde ankam. Weil die Schwester des Vaters schon eine Wohnung hatte. Wer jemanden kannte, der hier war, wusste: Hier gibt es Gemeinden, Netzwerke und Anlaufstellen.

Ab Mitte der 1970er Jahre kamen die ersten Migrationswellen, überwiegend Mennoniten. Bis 1982 hatten sich schon rund 3.000 Aussiedler angesiedelt. Dann, nach 1987, die zweite, weit größere Welle: Allein in drei Jahren zogen über 4.000 Menschen zu. Die Stadt hatte damals etwa 23.000 Einwohner.

Wie Espelkamp infolge des Zuzugs im Umland erneut als Sonderfall wahrgenommen wurde, beschrieb Stadtdirektor Horst Eller 1997: „Klein-Moskau lebte sozusagen hier wieder auf für die Außenstehenden." Der alte, abfällige Spitzname, der für das russische Kriegsgefangenenlager während des Zweiten Weltkrieges genutzt worden war, kehrte zurück, diesmal für die gesamte Stadt. Im Umland fragten sich Kommunen, die selbst kaum Zuzug erlebten: „Also was machen die da eigentlich bloß?"

Es gab Ressentiments, Sozialneid, Konkurrenz um Wohnraum und Arbeitsplätze. Es gab Schulen, die Kinder reflexartig auf die Hauptschule schickten, weil sie die Sprache nicht konnten – ohne zu prüfen, was sie eigentlich sonst konnten. Arthur Walls Geschwister erlebten das. Marianna Esau erlebte es.

Was ebenfalls nicht funktionierte: eine frühe, systematische Begegnung zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Zugezogenen. Der Ludwig-Steil-Hof bemühte sich über Begegnungsabende hier positiv zu wirken. Aber die meisten Kontakte entstanden vor allem am Arbeitsplatz und in der Schule – und selbst dort oft unter Vorzeichen der Konkurrenz. Russlanddeutsche Gemeinden zogen sich ins Eigene zurück; Einheimische wussten wenig über die Herkunftsgeschichten derer, die plötzlich die Straßen prägten. Es brauchte das Engagement einzelner – die irgendwann aufhörten zu schimpfen und anfingen, sich einzubringen – bis sich das zu ändern begann.

Heute ist Espelkamp mit einem Anteil von etwa einem Viertel der Einwohner mit russlanddeutscher Aussiedlerbiografie Spitzenreiter in Nordrhein-Westfalen. Hinter dieser nüchternen Zahl stehen Menschen, die hier alt geworden sind, Kinder und Enkelkinder haben, Firmen aufgebaut und Vereine gegründet haben. Maria Dobermann, 89 Jahre, schaut aus dem Fenster ihres Hauses und sagt: „Was für eine schöne Stadt." Sie meint es ernst.
Espelkamp hat viel geleistet. Und es hat auch viel versäumt – Gespräche, die zu spät geführt wurden, Brücken, die zu lange nicht geschlagen wurden. Die Frage, die diese Ausstellung stellen möchte, ist keine historische: Sie ist eine für heute. Was brauchen wir, um wirklich miteinander zu reden – nicht übereinander? Die Einladungsplakate aus dem Jahr 1989, die in Espelkamp für Begegnungsabende zwischen Einheimischen und Aussiedlern warben, tragen eine immer noch gültige Überschrift: Wir lernen uns kennen.



URKUNDE

Der Bundesminister des Innern
hat in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Städtetag,
dem Deutschen Landkreistag und
dem Deutschen Städte- und Gemeindebund
unter der Geschäftsführung der Deutschen Gartenbau-Gesellschaft 1822 e.V.
den

Bundeswettbewerb
Vorbildliche Integration von Aussiedlern
in der Bundesrepublik Deutschland
durchgeführt.

Schirmherrin ist die Präsidentin des Deutschen Bundestages,
Frau Prof. Dr. Süssmuth.

In Anerkennung und Würdigung beispielhafter Leistungen im Sinne der Ziele des Wettbewerbs
wird auf Vorschlag der Bewertungskommission
der

Stadt Espelkamp

eine

Bronzeplakette

verliehen.

Prof. Dr. Rita Süssmuth
Präsidentin des Deutschen Bundestages

Dr. Horst Waffenschmidt
Parlamentarischer Staatssekretär beim
Bundesminister des Innern
Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen

Gräfin Sonja Bernadotte
Präsidentin der Deutschen Gartenbau-
Gesellschaft 1822 e.V.

© Stadtarchiv Espelkamp

Urkunde des Bundeswettbewerbs zur vorbildlichen Integration von Aussiedlern (1991).

Impressum

Interviews:
Katharina Ferderer
Michael Ferderer

Konzeption und Texte:
Dr. Aaron Pfaff

Layout und Gestaltung:
Petra Dax

Textredaktion:
Katharina Ferderer
Michael Ferderer
Tim Derksen
Diana Dück
Dr. Aaron Pfaff

Kontakt:
Stadtarchiv Espelkamp
stadtarchiv@espelkamp.de

Gefördert vom
Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms
Demokratie leben!